

GEORGE PACKER

**DIE
LETZTE
BESTE
HOFFNUNG**

**ZUM ZUSTAND
DER VEREINIGTEN
STAATEN**

ROWOHLT



George Packer

Die letzte beste Hoffnung

Zum Zustand der Vereinigten Staaten

Aus dem Englischen von Elisabeth Liebl

Über dieses Buch

George Packer beschreibt, was im Jahre 2020 aus Amerika geworden ist – ein Failed State: ein Gesundheitssystem, bei dem sich in der Pandemie die Särge stapelten. Der Tod von George Floyd und die Black-Lives-Matter-Bewegung. Der Kampf um Identität und die Bedeutung der Cancel Culture. Und im Weißen Haus ein unfähiger Präsident. Vereinigt ist an diesen Staaten nichts mehr.

Packer blickt zurück auf die jüngste Geschichte der USA, in der die ganz unterschiedlichen Amerikas immer weiter in Konflikt geraten sind. Das freiheitsliebende, individualistische Amerika. Das kosmopolitische Amerika des Silicon Valley. Das christlich-nationale Amerika der Provinz. Und das politisch korrekte Amerika. Sie alle treiben das Land auseinander.

Dieser eindringliche Essay spannt den Bogen von Tocqueville bis Trump und zeigt, dass die Krise der USA auch eine der westlichen Gesellschaften ist.

George Packers Buch ist ein leidenschaftlicher Text darüber, wie Amerika sich retten kann. Wenn es sich darauf besinnt, was es immer sein wollte – ein Land von Gleichen, in dem jeder es schaffen kann.

Vita

George Packer, geboren 1960 in Santa Clara, Kalifornien, ist amerikanischer Schriftsteller und Journalist. Er schreibt für The Atlantic. Sein Buch «The Unwinding» wurde 2013 mit dem National Book Award ausgezeichnet. 2009 war er Holtzbrinck Fellow an der American Academy in Berlin. Er lebt mit seiner Familie in New York.

Elisabeth Liebl übersetzt aus dem Französischen, Englischen und Italienischen. U.a. übertrug sie Malala Yousafzai, Amaryllis Fox, Tiziano Terzani und Bob Woodward ins Deutsche.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Juli 2021

Copyright der deutschen Erstausgabe © by 2021 Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Last Best Hope» Copyright © 2021 by George Packer

Covergestaltung Anzinger und Rasp, München

ISBN 978-3-644-00868-7

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Inhaltsübersicht

Epigraph

Inhalt

Vorwort

1 Die seltsame Niederlage

2 Vier Amerikas

3 Das gleiche Amerika

4 Die Vorkämpfer

5 Make America again

Nachwort

Literaturhinweise

Danksagung

*Für Charlie und Julia
und ihre Großeltern
Nancy, Bob und Marie*

Epigraph

Ich sage das ursprüngliche Losungswort, ich gebe das
Zeichen der Demokratie.

Bei Gott! Ich will nichts annehmen, wovon nicht jeder seine
Entsprechung haben kann unter gleichen Bedingungen.

Walt Whitman, *Gesang meiner selbst*

Inhalt

1. Vorwort11
2. 1★Die seltsame Niederlage21
3. 2★Vier Amerikas77
4. 3★Das gleiche Amerika160
5. 4★Die Vorkämpfer184
6. 5★Make America again208
7. Nachwort241
8. Literaturhinweise245
9. Danksagung251
10. Anmerkungen253

Vorwort

Ich bin Amerikaner. Nein, ich will kein Mitleid. In der langen Geschichte des Experiments, uns selbst zu regieren, ist das Mitleid der Welt an die Stelle anderer Emotionen wie Bewunderung, Feindseligkeit, Ehrfurcht, Neid, Angst, Zuneigung und Abscheu getreten. Mitleid ist schlimmer als all das. Und auf Mitleid folgt Gleichgültigkeit, was unerträglich wäre.

Ich kenne eine Frau, die über ihren Mann und ihre Kinder sagt: «Das sind nicht die Leute, mit denen ich in Quarantäne leben möchte.» Sind meine Mitbürger Menschen, mit denen ich während einer Quarantäne zusammenleben möchte? Nun, ich kann es mir nicht aussuchen. Sie haben mich, und ich habe sie. In der Zeit der Isolation waren wir Amerikaner, mit unseren Dollars, dem lockeren Lächeln und den lauten Stimmen, auswärts nicht willkommen. Ein amerikanischer Pass, einst begehrtes Diebesgut, ist heute nichts mehr wert. Waren wir früher viel auf Achse, sitzen wir nun fest, wir und die anderen von uns. Viele Amerikaner haben sogar Nachforschungen angestellt, wie sie an eine andere Staatsbürgerschaft kommen könnten – ein verstorbener irischer Großvater, eine plötzlich vielversprechende kanadische Liebschaft, eine offizielle Einladung durch die Regierung von Ghana, ein Schlupfloch im

Staatsangehörigkeitsgesetz Neuseelands. Was mich angeht: Ich bleibe, wo ich bin, und das nicht nur, weil ich keine andere Möglichkeit habe. Ich will sehen, wie die ganze Geschichte hier ausgeht – wenn nicht für mich, so doch für meine Kinder. Ob diese gewaltige Alles-für-alle-Demokratie überlebt oder vom Angesicht der Erde getilgt wird, ist eine interessante Frage. Und zwar eine, die nicht uns allein betrifft.

Das Virus hat uns ein Geschenk gemacht: Es hat unser Leben unterbrochen. Das Maskentragen, das Abwischen der Lebensmittel, der Handschlag, den man hinterher bedauert, das Risiko in Gestalt der verummten Person, die uns auf dem Bürgersteig entgegenkommt – es ist unmöglich geworden, weiter dumpf durch die Welt zu tappeln. Das Virus zwang uns, den Blick auf uns selbst zu richten und uns endlich einmal mit jener Art Aufmerksamkeit zu betrachten, die wir für selbstverständlich hielten, wenn sie uns von anderen entgegengebracht wurde.

Und damit meine ich nicht den Kontrollblick, mit dem Teenager auf dem Smartphone oder im Schaufenster schnell ihr Spiegelbild checken. Die Aufmerksamkeit, die ich meine, gleicht eher dem beunruhigten Blick eines Mittvierzigers auf das sich dunkel im Spiegel abzeichnende Gesicht. Und dieses Gesicht hatte ich wirklich nicht erwartet: die tiefen senkrechten Furchen unterhalb der Wangenknochen, das Grau der Erschöpfung rund um die Augen, das spärliche Resthaar, das dringend professionelle Hilfe benötigt. Statt der abgeklärten Weisheit, die man erwarten könnte, stiehlt sich ein Ausdruck

der Unsicherheit in die Augen, ein Anflug von erstickter Panik. Der starre Blick legt eine erschreckende Entfremdung offen. Jetzt bloß nicht zu lange hinsehen, sonst weiß ich nicht mehr, wer mir da entgegenschaut.

Die Zeit der Isolation hat uns zu Fremden gemacht, und sie hat uns nicht nur den anderen, sondern auch uns selbst entfremdet. Ein junges Mädchen sagt ihren Eltern, sie fühle sich unwirklich. Und sie wolle im Bett bleiben, denn dann wäre alles nur wie ein böser Traum, aus dem sie bald wieder erwachen könne. Und wenn wir das tun – wenn wir endlich aus unseren Höhlen kriechen und die Masken abnehmen –, dann werden wir uns fragen: Wer sind wir? Was ist mit uns geschehen? Ist dies nun der Anfang vom Ende oder ein Neubeginn? Und was sollen wir jetzt tun?

1838 hielt Abraham Lincoln, damals ein noch unbekannter 28-jähriger Provinzpolitiker, in Springfield, Illinois, eine Rede über den «Fortbestand unserer politischen Institutionen». Ein Vierteljahrhundert bevor er das Land durch seine erste Nahtoderfahrung führte, stellte Lincoln die Frage: Aus welchen Gründen könnte die amerikanische Demokratie zugrunde gehen? Und er sagte voraus, dass kein fremder Eroberer an der Spitze einer gewaltigen Armee je die Blue Ridge Mountains überqueren und seine Lippen mit den Wassern des Ohio benetzen würde. «Falls der Untergang unser Los sein sollte, dann werden wir selbst seine Urheber und Vollender sein», sagte Lincoln. «Als Nation freier Menschen werden wir für immer leben oder durch unsere eigene Hand sterben.»

Eines Nachts tauchte im Licht meiner Autoscheinwerfer ein rechteckiges rotes Schild auf. An der Einfahrt zu der Farm gleich neben dem Haus, in dem ich dies schreibe, in das wir uns glücklicherweise retten konnten, um der Pandemie zu entkommen. Fünf weiße Buchstaben auf rotem Grund – und das Ganze mal zwei, denn da standen zwei Schilder: eines am Drahtzaun zur Ziegenweide, ein anderes an der gemähten Wiese. Der grelle Rotton sagte mir sofort, was die fünf Buchstaben bedeuteten. Zwei Wochen vor der Wahl hatten unsere Nachbarn beschlossen, ihre politische Einstellung offenkundig zu tun. Was ihr gutes demokratisches Recht war. Sie lebten hier schon eine ganze Weile länger als wir. Der Mann hatte mir gerade zwei Ballen Heu geliefert, das ich brauchte, um im Herbst die Grassamen zu mulchen. Die Tochter legt uns in ihrem Stand an der Straße oft zwei Dutzend Eier zur Seite. Als die Nachbarin krank war, brachte meine Frau ihr ein Blech mit Muffins vorbei. Wir wollen schließlich alle gute Nachbarn sein.

Und doch tauchte da im Kegel meines Scheinwerferlichts plötzlich dieses finstere, unheilvolle Menetekel auf. Der Anblick ließ mich erschauern. Einen Moment lang hatte ich ein Zeichen des Bösen vor Augen, ein gefährlicheres aus Rot und Schwarz. Ich schob das Bild beiseite. Man muss ja nicht gleich übertreiben! Was aber, wenn wir in einer anderen Zeit, einem anderen Land leben würden? Wäre eine solche Situation dann nicht denkbar? Wie lange kann sich ein verhasster Führer an der Macht halten ohne die Unterstützung der guten Nachbarn?

Meine Kinder waren verwirrt und aufgebracht, meine Frau regelrecht entsetzt. Ich brachte den Rest des Abends damit zu, die roten Schilder an der Straße mit den anständigen Menschen, die sie aufgestellt hatten, unter einen Hut zu bringen. Ich konnte es nicht, kann es bis heute nicht.

Unsere Nachbarn sind engagierte Bürger. Die Frau arbeitete erst im Stadtrat mit, dann ließ sie sich für einen der Ausschüsse nominieren. Ich habe sie gewählt, obwohl wir unterschiedliche politische Ansichten haben, einfach weil sie unsere Nachbarin ist, weil ihr Heimatort ihr am Herzen liegt, weil das Regieren auf lokaler Ebene überparteilich sein sollte und weil ich eine Lebenswelt bewahren möchte, zu der der kalte Krieg, der im Land herrscht, keinen Zutritt findet, in der er nicht alles zerstören kann. Als die letzten Briefwähler ausgezählt waren, fehlten unserer Nachbarin nur ganz wenige Stimmen zum Sieg. Und sie verlor unter anderem wegen Menschen wie uns, Stadtmenschen, die sich hier für die Wahl registrieren ließen, um in einem seit jeher republikanischen Bezirk dem Demokraten zum Sieg zu verhelfen, denn der Ausgang der letzten Präsidentschaftswahl hatte sie zutiefst empört. Es war nicht schwer, sich die Verbitterung der Einheimischen vorzustellen, die ihre ganze Stadt verwandelt, deren Werte in Frage gestellt sahen. Unserer Nachbarin war der Weg von selbstgerechten Zuzüglern verstellt worden, die dort nicht verwurzelt waren, für die dort nichts auf dem Spiel stand.

Aber als ich bei ihr vorbeischaute, um über all das zu reden, war sie überhaupt nicht verbittert. Sie akzeptierte ihre

Niederlage als den Willen Gottes. Bald darauf wurde sie Mitglied der Wahlkommission ihres Countys.

Im Sommer 2020 dann prangten am Drahtzaun meiner Nachbarn Schilder, die für lokale Kandidaten warben – in Rot, Weiß und Blau. Die Farben Amerikas. So blieb das ein paar Wochen lang, und ich begann schon zu hoffen, dass sich die Sache damit hätte. Dann aber, als die Kürbisse sich auf den Feldern stapelten und die Dunkelheit immer früher hereinbrach, tauchten plötzlich die roten Schilder auf.

Am nächsten Morgen, dem frühesten Tag, an dem man seine Stimme abgeben konnte, fuhren wir in die Stadt. Am Eingang zum Rathaus stand unsere Nachbarin von nebenan, die ja nun Mitglied der Wahlkommission war. Sie hatte sich fein gemacht, trug hohe Absätze und begrüßte die Wähler. Über dem Rand der Maske sah man ihre Augen lächeln. Sie hätte uns gern mit unserem Hund ins Wahllokal gelassen und entschuldigte sich wortreich, weil da einfach nichts zu machen war. Im ganzen Land brodelte die Gerüchteküche: angeblicher Wahlbetrug und Tricks zur Annullierung von Stimmen. Ich aber vertraute der Integrität dieser Frau. Sie gehörte zu den Systemrelevanten, die dieses System, die Selbstregierung des Volkes, überhaupt erst möglich machen. Wir grüßten uns freundlich. Ich vergaß die Schilder einfach.

Wir haben nie darüber gesprochen und werden das wohl auch nicht tun. Da wir gute Nachbarn sind, ist uns dieses Gespräch nicht möglich. Würden wir uns auf eine Diskussion über Politik und bestimmte Politiker einlassen, gerieten wir

wohl sehr bald in die Untiefen von Glauben und Wertvorstellungen. Dann würden wir uns eingestehen müssen, dass wir die Ansichten des anderen als Bedrohung für unser Land betrachten, als den Gewehrlauf, der auf das Herz des *American Way of Life* zielt, auf alles, was uns hoch und heilig ist. Wie könnten wir uns danach noch zuwinken, wenn unsere Nachbarn mit ihrem Kubota-Traktor an unserem Zaun vorbeiratterten?

Aber dieses Schweigen – löst einfach gar nichts. Es ist vielmehr Teil des Verfalls.

Die Selbstregierung ist Demokratie in Aktion – und das bezieht sich nicht nur auf Rechte, Gesetze und Institutionen, sondern auch und vor allem darauf, was freie Menschen gemeinsam *tun*, auf die Gepflogenheiten und Fähigkeiten, die uns in die Lage versetzen, unsere Geschicke selbst zu lenken. Tocqueville beschrieb die Selbstregierung als eine «Kunst», die erlernt werden muss. Genau dazu sind die Amerikaner nicht länger in der Lage. Vermutlich wollen sie es auch nicht. Das ist harte Arbeit, denn dazu braucht es nicht nur Wahlurnen, Zeitungen und offizielle Dokumente – die wir ja immer noch haben –, sondern vor allem Vertrauen. Und das haben wir verloren. Die Selbstregierung gründet auf der Fähigkeit zu streiten, zu überzeugen und Kompromisse zu schließen, zum Nutzen und Vorteil des Gemeinwesens, zum Beispiel, wenn es darum geht, eine katastrophale Pandemie effektiv zu bekämpfen. Selbstregierung verlangt von uns, dass wir uns in die Erfahrung des anderen hineinversetzen können, dessen

Unabhängigkeit akzeptieren und trotzdem eigenständig denken.

Daran ist nichts selbstverständlich. Es braucht unter Umständen mehrere Jahrhunderte, um sich diese Fähigkeit anzueignen, und oft nur wenige Jahre, um sie wieder zu verlernen. «Die Menschen werden alles Mögliche tun, aber selbst regieren werden sie sich nicht», schrieb Walter Lippman vor etwa hundert Jahren. «Sie scheuen die Verantwortung.» Überlegen Sie sich nur einmal, auf welch vielfältige Weise wir ihr aus dem Weg gehen: indem wir perfekte Kinder aufziehen, gleichgültig sind, immer mehr Geld verdienen, uns um unsere tausendfachen Bedürfnisse kümmern, ein Internetprofil erstellen, andere für uns denken lassen, einem Demagogen hinterherlaufen.

Selbstregierung ist eine Praxis, die auf einer Idee beruht. Und diese Idee ist es, die diese ausufernde, unbegreifliche Nation zusammenhält. «Aber die Angst vor unversöhnlichen inneren Konflikten und der Mangel an einem gemeinsamen Knochengerüst, das alles zusammenhält, lässt mich noch immer fürchten», schreibt Walt Whitman in seinem Manifest *Demokratische Ausblicke*, das nach dem Bürgerkrieg entstand. «Denn ich sage: Wenn wir in eine moralische Krise geraten, liegt nach alledem die wirkliche Identität der Vereinigten Staaten, die eigentliche Einheit, weder im geschriebenen Gesetz noch – wie man gewöhnlich glaubt – in den gemeinsamen finanziellen und materiellen Interessen, sondern in der glühenden und großartigen IDEE, die alles andere mit

unwiderstehlicher Hitze zerschmilzt und alle weniger klar umrissenen Bestimmungen in umfassender, unbegrenzter, spiritueller und emotionaler Kraft auflöst.» [1]

So eine Idee ist ein zerbrechliches Gebilde, selbst – und gerade dann – wenn es sich um eine höchst lebendige, große Idee handelt. Wir hätten auf unsere Idee besser achtgeben müssen.

Schauen Sie sich draußen doch nur mal um. Unsere Brücken brechen zusammen, da oder dort wurde wieder eine Fabrik geschlossen, und unsere schlecht belüfteten Schulen entlassen die nächste Generation ungebildeter Kinder in die Welt. Die Krankenhausbetten sind überfüllt, und an den kleinen Läden hängen Schilder mit der Aufschrift: *Wegen Geschäftsaufgabe geschlossen!* Gleichzeitig verstopfen die Lieferwagen von Amazon die Straßen, unsere geistige Elite hört sich an wie Marktschreier, und alle anderen wirken, als litten sie an Polit-Alzheimer im Frühstadium. Das gemeinsame Skelett verliert seine stützende, verbindende Wirkung und wird wohl bald zu einem Knochenhaufen zerfallen, über den sich künftige Archäologen mit vor Trauer und Ratlosigkeit gerunzelter Stirn beugen werden. Warum mussten erschöpfte Wahlhelfer im ganzen Land Nacht für Nacht aufbleiben, um sich gegen die unzähligen Lügen zu wehren, die über hochkomplexe digitale Pfade hinaus ins Land wucherten, Pfade, die von unseren genialsten und erfolgreichsten Unternehmern angelegt worden sind? Lügen, die Eingang fanden in Millionen Köpfe, die sich als erstaunlich anfällig für diese Art der Ansteckung erwiesen

haben. Irgendetwas läuft schief mit dieser «letzten und besten Hoffnung der Erde» (Lincoln). Die Amerikaner wissen es – die ganze Welt weiß es. Denn auch da draußen geht gerade etwas gründlich schief.

Und doch erweist sich unsere Zivilisation als hartnäckig stabil. Ich habe das Gefühl, dass ein so großes und mächtiges Land ewig weitermachen könnte wie gehabt, ohne unterzugehen, ohne auch nur den Kurs zu ändern. Und das bereitet mir ebenso viel Sorge wie der nationale Selbstmord. Amerika kann Unmengen von Toten ertragen, Massenproteste, Wirbelstürme, Waldbrände, Skandale im Stundentakt, dramatische Wahlen und wüste Lügengewitter – aber Netflix streamt immer noch jede Woche eine neue Serie. Eltern geben immer noch viel Geld für Nachhilfelehrer aus, der Black Friday wird auch dieses Jahr eine Riesensache werden, und mit dem College-Football muss es natürlich weitergehen.

Der Motor, der diesen Koloss antreibt, fängt schon an zu stottern, doch das Schiff bewegt sich weiter vorwärts, getrieben vom Schwung seiner Masse und Geschwindigkeit.

Amerikaner machen es sich gewöhnlich viel zu gemütlich in ihren unerschütterlichen Glaubensüberzeugungen und sind viel zu abgelenkt vom Konsumgewitter, um einmal ehrlich auf sich selbst zu schauen. Und die Geschichte zwang uns bisher nur wenige Male, am Überleben unserer Selbstregierung zu zweifeln. Es braucht schon einen gewaltigen Schuss vor den Bug, damit wir merken, wie still es im Motorraum geworden ist. Einen Schock, wie ihn uns das Jahr 2020 versetzt hat.

Aber wenn ich von der letzten besten Hoffnung spreche, verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Amerika ist kein «Licht für andere Völker» mehr. Diese Rolle ließ uns ohnehin immer besser oder auch schlechter erscheinen, als wir es in Wahrheit sind. Was aber erblicken wir jetzt im Spiegel? Ein instabiles Land und politische Institutionen, deren Weiterleben in Frage steht, ein Volk, das in einander bekriegende Fraktionen zerfällt und zu Gewalt neigt – die Art von Land also, deren Rettung wir stets für unsere Aufgabe hielten. Uns aber wird niemand retten kommen. Unsere letzte und beste Hoffnung sind tatsächlich wir selbst.

Die seltsame Niederlage

Das Jahr 2020 begann mit einem Impeachment-Verfahren, dem dritten in der Geschichte der USA. Der amtierende Präsident hatte sein Amt missbraucht, um von einem ausländischen Staatsoberhaupt einen politischen Gefallen einzufordern, der ihm seine Wiederwahl sichern sollte. Dass er schuldig war, daran bestand kein Zweifel. Einzig und allein der Gefolgschaftstreue seiner Partei hatte er es zu verdanken, dass er im Amt blieb. Doch schon bald darauf war dieses Impeachment-Verfahren vergessen.

Zu Ende ging dieses Jahr mit dem Versuch des Präsidenten, das Ergebnis einer Wahl zu kippen, in der 158 Millionen Amerikaner ihren politischen Willen ausgedrückt hatten, mehr als je zuvor. Die Stimmen von mehr als sieben Millionen Wählern hatten den Ausschlag für seine Abwahl gegeben. Er verbarrikadierte sich daraufhin in seinem Palast, umgeben von Sykophanten, und ließ auf seine Follower eine Flut fanatischer Behauptungen von Wahlbetrug und wahrem Sieg los, während seine Verbündeten alle politischen und medialen Hebel in Bewegung setzten, um ihn an der Macht zu halten. Andere

wiederum bewahrten vorsichtig Stillschweigen, während seine irregeleiteten Anhänger sich auf den Straßen und Webseiten ausbreiteten. Hätte er einen Militärputsch anzetteln können, um sich im Weißen Haus zu halten, hätte er wohl kaum gezögert. Hätte er daraufhin kurzerhand freie Wahlen abgeschafft, hätten Millionen Amerikaner dies vermutlich gutgeheißen. Das Jahr 2020 endete faktisch am 6. Januar 2021, als ebenjener Präsident 20000 wutentbrannte Anhänger losschickte, um unser System von der Selbstregierung des Volkes zu beenden.

Bis zur allerletzten Minute war es einzig seine persönliche Unfähigkeit, die Donald Trump daran hinderte, den glorreichen Rang eines Diktators einzunehmen, was von seinen schärfsten Kritikern ebenso befürchtet wie von seinen fanatischsten Anhängern herbeigesehnt wurde – seine Unfähigkeit zusammen mit unseren knarrenden Institutionen und dem verbliebenen Vertrauen des amerikanischen Volkes in die Demokratie. Es lag immer ein perverser Trost darin, in Trump einen Faschisten zu sehen, einen zweiten Mussolini. Denn das hieße, gegen etwas klar Umrissenes zu kämpfen, etwas, das sowohl vertraut als auch fremd war. Als wäre plötzlich die eine Hälfte der Amerikaner einem fremdartigen Zauber verfallen, dem die andere Hälfte irgendwie widerstehen konnte. Trump selbst trug das Seine dazu bei, um diesen Eindruck zu verstärken – mit dem vorgereckten Kinn, der hängenden Unterlippe und nicht zuletzt durch den dramatischen Gestus, mit dem er, kurz nach seiner Entlassung aus dem Walter Reed

Hospital, die Treppen zu der Empore des in Flutlicht getauchten Weißen Hauses hinaufschritt, seine Maske abnahm und salutierte. Der Superman hatte seine volle Kraft zurückerlangt.

Diese Bilder ließen ihn seltsam künstlich erscheinen und erinnerten eher an einen europäischen Herrscher als an einen Präsidenten der USA. Aber Trump war ein Kind dieses Landes, ein durch und durch amerikanischer Schaumschläger und Demagoge, eine der klassischen Charakterfiguren aus dem Fundus unserer Lebensweise. Mark Twain hätte das auf den ersten Blick erkannt. Zusammen mit anderen Kreaturen ist Trump der goldgefassten Kloake unserer Celebrity-Trash-Kultur entstiegen: zusammen mit Investmentgurus, Talkshow-Moderatoren, den Verkündern des Evangeliums nach Mammon, den vom Skalpell geschönten TV-Hausfrauen und den Bling-Bling-Rappern. Seine Anhänger gehören ebenfalls zu uns. Ja, ich bin mir dessen bewusst, dass wir mittlerweile ein zweigeteiltes Land sind – doch jede Hälfte formt die andere pausenlos mit. Das Versagen im kolossalen Maßstab eines Trump hat ganz Amerika erfasst.

* * *

Im Jahr 2020 kam es zum schamlosesten Versuch, die Demokratie abzuschaffen, seit dem Angriff auf Fort Sumter. Es begann mit versuchter Erpressung und endete mit einer versuchten Verschwörung. Plus allem, was im Spektrum dazwischenliegt.

Als das Virus kam, fand es ein Land vor, das gravierende Vorerkrankungen aufwies. Und es machte sich diese Rahmenbedingungen gnadenlos zunutze. Das chronische Leiden – eine korrupte politische Klasse, eine sklerotische Bürokratie, eine herzlose Wirtschaft und eine polarisierte und gedankenlose Öffentlichkeit – war seit Jahren unbehandelt geblieben. Wir hatten gelernt, wenn auch unbehaglich, mit den Symptomen zu leben. Es brauchte erst die Ausbreitung und die Überwältigung einer Pandemie, um den ernsten Charakter dieser Symptome offenzulegen – und die Amerikaner mit der schockierenden Erkenntnis zu konfrontieren, dass wir ein Hochrisikogebiet sind.

Eigentlich hatten die USA recht gute Chancen, die Pandemie ohne große Verluste zu überstehen. Wir hatten zwei Monate Zeit, um aus den Schreckensmeldungen aus China, Iran und Italien die richtigen Schlüsse zu ziehen. Wir sind weltweit führend in der Biotechnologie und Gerätemedizin und haben enorme Kapazitäten von Intensivbetten und ausgezeichnete medizinische Spezialisten. Wir leben weit voneinander entfernt in einem weiträumigen, reichen Land. Viele Amerikaner wohnen mit ihrer Familie allein im eigenen Haus, umgeben von großen Rasenflächen, und fahren alleine im Auto zur Arbeit statt in überfüllten U-Bahnen und Bussen. Amerikanische Städte sind weniger dicht bevölkert als europäische oder asiatische. Und die Amerikaner sind stolz darauf, dass sie Krisen stets selbständig und einfallsreich gemeistert haben. In uns lebte der Geist Clara Bartons fort, einer jungen

Regierungsangestellten, die keinerlei medizinische Ausbildung hatte, aber den verwundeten Soldaten der Nordstaaten in Washington zu Beginn des Bürgerkriegs medizinische Hilfe und Trost brachte. Dieser Geist würde Amerika auch durch die Covid-19-Pandemie tragen.

Hier war nun endlich eine Krise, die die Amerikaner in einer Form zusammenschweißen konnte, wie es in den zwanzig Jahren seit dem 11. September 2001 nicht mehr geschehen war. Die Biologie einer Pandemie ist darauf angelegt, uns die Grenzen des Individualismus aufzuzeigen und uns in aller Deutlichkeit eine Wahrheit vor Augen zu führen, die wir ansonsten gerne vergessen – dass wir alle Menschen sind. Jeder ist plötzlich verwundbar. Die Gesundheit jedes Einzelnen hängt von der Gesundheit und dem Verhalten anderer Menschen ab. Niemand ist sicher, wenn nicht jeder Einzelne Verantwortung für seine Mitmenschen übernimmt. Keine Gemeinde, keine Region kann der Seuche ohne aktive Unterstützung durch die Regierung etwas entgegensetzen. Kein Land kann eine Pandemie allein überwinden.

Großzügigkeit und Mut zeigten sich allenthalben. Ein Flugzeug brachte Krankenschwestern, Ärzte und Pfleger aus Atlanta nach New York, wo sie den überlasteten Kollegen in den Krankenhäusern beisprangen. Arbeiter von General Electric in Massachusetts forderten, dass ihr Werk ab sofort Lüftungsanlagen statt Flugzeugteile herstellte. Das Team einer Fernseh-Krankenhausserie sammelte Schutzausrüstungen, an denen es in den realen Krankenhäusern fehlte. Freiwillige

dir, Laura: *Letzte beste Hoffnung* und sein Autor verdanken dir alles, mehr gibt es nicht zu sagen.

und der Pandemie, wenn auch nur für eines: die viele Zeit, die ich mit Laura, Charlie, Julia und Neptune verbringen konnte.

Anmerkungen

Vorwort

[1] Walt Whitman, *Demokratische Ausblicke*, Freiburg i.Br. 2005, S. 20f.

1 Die seltsame Niederlage

[1] Marc Bloch, *Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940*, Frankfurt a.M. 1992, S. 18.

[2] Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, München 1976, S. 5.

[3] Tocqueville, a.a.O., S. 62.

[4] Tocqueville, a.a.O., S. 584.

2 Vier Amerikas

[1] Richard Rorty, *Stolz auf unser Land. Die amerikanische Linke und der Patriotismus*, Frankfurt a.M. 1999, S. 16f.

[2] Norman Mailer, *Nixon in Miami*, Reinbek 1969, S. 60f.

[3] Milton Friedman, *Capitalism and Freedom*, Chicago/London 1982, S. xiv.

- [4] Walt Whitman, *Grasblätter*, München 2009, S. 348.
- [5] Jonathan Franzen, *Freiheit*, Reinbek 2010, S. 471.
- [6] Richard Hofstadter, *Anti-Intellectualism in American Life*, New York 1963, S. 151.
- [7] Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München 1986, S. 702.

3 Das gleiche Amerika

- [1] William Dean Howells, «The Modern American Mood», in: *Harper's Monthly*, Juli 1897, S. 95.
- [2] Robert Stone, *Das Geschrei deiner Feinde*, Reinbek 1986, S. 139.
- [3] James Baldwin, «Die Entdeckung, was es heißt, Amerikaner zu sein», in: ders., *Schwarz und weiß*, Reinbek 1963, S. 132f.
- [4] Baldwin, a.a.O., S. 137.
- [5] Hofstadter, a.a.O., S. 23.
- [6] Tocqueville, a.a.O., S. 584.
- [7] Whitman, *Grasblätter*, S. 214.
- [8] Whitman, *Ausblicke*, S. 37.

3 Das gleiche Amerika

[9] Tocqueville, a.a.O., S. 586.

[10] Tocqueville, a.a.O., S. 591.

5 Make America again

[1] Bloch, a. a. O., S. 229.

[2] Franklin Foer, *Welt ohne Geist. Wie das Silicon Valley freies Denken und Selbstbestimmung bedroht*, München 2018, S. 175.

[3] Tocqueville, a.a.O., S. 276.

[4] Tocqueville, a.a.O., S. 597.